

Der Fall Familie

Hannovers Familienrichter entscheiden über Sorgerecht und Unterhalt – und manchmal müssen sie Eltern ihre Kinder wegnehmen. Ein Tag im Gericht.

VON SONJA FRÖHLICH

An einem Juniabend kommt die Mutter mit ihrer zweijährigen Tochter in die Notfallaufnahme. Jessica (Name geändert) ist völlig apathisch, sie hat hohes Fieber. Die Ärzte stellen eine erschreckende Diagnose: Das Kind hat Kokain im Körper. Offenbar hatten die Eltern, zwei substituierte Drogenabhängige, Jessica mit Drogen ruhiggestellt. Noch am gleichen Abend entzieht ihnen das Jugendamt die Obhut über das Kind, es kommt vorläufig in eine Pflegefamilie. Im Eilverfahren bestätigt ein Familienrichter die Entscheidung.

Zehn Wochen später sitzen die Eltern mit ihrem Anwalt im Saal 2290 vor Familienrichter Gustel Wolff. Dem jungen Mann und der jungen Frau laufen unentwegt die Tränen über das Gesicht. „Wir machen alles, was Sie wollen, wenn nur die Kleine in meiner Nähe sein kann“, fleht die Mutter.

Es ist einer der krasserer Fälle im Verhandlungsalltag. Richter Wolff ist Routinier, er ist seit 32 Jahren Familienrichter. Als er am Amtsgericht in Hannover anging, gab es noch kein gemeinsames Sorgerecht für Eheleute und auch noch keine Familienhelfer. Aber damals gab es auch noch nicht so viel öffentliche Aufmerksamkeit für problematische Familien. Seither steigt die Zahl der Kinder, die aufgrund von Krisensituationen vom Jugendamt in Obhut genommen werden. Im vergangenen Jahr waren dies 480 Fälle in der Stadt Hannover und damit 50 mehr als noch 2008. Wenn dies gegen den Willen der Eltern geschieht, entscheiden Richter wie Gustel Wolff, ob sie dauerhaft in den betreuenden Pflegefamilien oder Wohngruppen bleiben. Für einen Sorgerechtsentzug müsse das Wohl des Kindes erheblich gefährdet sein, sagt er. Aber wann ist es das? Allgemeine Interessenlosigkeit reicht da nicht. Das Gesetz zieht enge Grenzen. Etwa bei erheblichem Drogen- oder Alkoholkonsum, Verwahrlosung, Missbrauch oder einer massiven Verletzung der Fürsorgepflicht. Selbst dann ist eine Trennung des Kindes von der Familie nur als letzte Möglichkeit zulässig, und oft sind mehrere Anhörungen notwendig, damit sich die Richter ein Bild von den Problemen verschaffen können. Entscheidungen in akuten Fällen müssen sie gleichwohl immer wieder treffen. Bei den Eltern, die ihr dreijähriges Kind unbeaufsichtigt an einer Hauptstraße spielen lassen. Bei einer psychisch kranken Mutter, die ihre Kinder einschließt und vom Balkon springen will. Oder der Mutter, die mit 1,96 Promille Alkohol im Blut auf einer Rolltreppe im Hauptbahnhof die Kontrolle über den Kinderwagen verlor. „Zum Schutz des Kindes muss da sofort gehandelt werden“, sagt Wolff.

Der Alltag der 23 Familienrichter, die sich am Amtsgericht 18 Vollzeitstellen teilen, ist aber ein anderer. Er besteht zu großen Teilen aus Ehescheidungen, komplizierten Rechnungen für Gütertrennungen und Unterhaltsforderungen oder auch geduldigem Vermitteln zwischen getrennt lebenden Vätern und Müttern, die dem Partner den Umgang mit den Kindern verweigern.

Das alles sind empfindliche Themen, zu denen es oft eine Vorgeschiede gibt, die von Verletzungen und Wut geprägt ist. „Da können im Gerichtssaal dann die Nerven blank liegen“, sagt Wolff. Doch wenn es um den Entzug von Kindern geht, ist die Belastung am größten. Manchmal so groß, dass die Familienrichter angefeindet werden. Ein ähnlich erfahrener Familienrichter wie Wolff wurde jüngst von einer zehnfachen Mutter massiv bedroht – nach mehreren Vorfällen hatte er ihr das Sorgerecht für ihre Kinder dauerhaft entzogen (siehe Text rechts). In den Drohungen sah der Richter seine Familie gefährdet, er ließ sich schließlich in eine andere Abteilung versetzen. Auch Wolff ist schon von Familien-



Akten voller Schicksale, oft auch von Kindern: Im Durchschnitt haben die Familienrichter in Hannover 300 laufende Verfahren auf dem Tisch – das überfordert einige.

Burkert (2)



Gustel Wolff arbeitet seit 32 Jahren als Familienrichter.

mitgliedern tätlich angegriffen worden, sagt er. Einmal habe eine Mutter mit einem Messer vor seinem Schreibtisch gestanden. Mit Überzeugungskraft gelang es dem Richter schließlich, die Frau zu besänftigen. Mittlerweile schützen Türgriffe, die ohne Schlüssel nur von innen geöffnet werden können, die Dienstzimmer der Beamten. Aber seine Berufung – das Familienrecht – hätte er deswegen nie infrage gestellt, sagt Wolff.

Ebenso wie Strafrichter können Familienrichter nicht über die Zuteilung ihrer Verfahren bestimmen, die Prozessordnung sieht das Zufallsprinzip vor. Sie müssen die Fälle bis zum Abschluss führen, egal, welche Probleme sich auf-tun. „Den mach ich nicht, gibt's nicht“,

sagt Wolff, „wer das nicht durchhält, ist hier fehl am Platz.“ Die Arbeitsbelastung für Familienrichter ist nicht nur wegen des mentalen Stresses hoch: Im Durchschnitt haben hannoversche Familienrichter 300 laufende Verfahren auf dem Tisch. „Viele Kollegen sind damit überfordert und werden krank“, sagt Wolff.

Der 64-Jährige dagegen will selbst dann weiterarbeiten, wenn Ende des Monats sein Ruhestand beginnt – als Anwalt und Mediator. Auch als Richter versteht er sich in erster Linie als Vermittler. „Aufgezwungene Entscheidungen funktionieren oft nicht. Ich überzeuge die Familien lieber und gebe ihnen ein Mitspracherecht“, sagt er.

Mutter in Haft, Kinder in Obhut

Die zehnfache Mutter, die einen Familienrichter bedroht hatte, zeigt offenbar Einsicht: Über ihren Rechtsanwalt Albrecht-Paul Wegener hat Alexandra G. die zunächst eingelegten Rechtsmittel gegen ihre Haftstrafe zurückgenommen. „Sie sieht ihr Unrecht ein und hat mit einer Therapie begonnen“, sagt Wegener.

Im vergangenen Jahr hatte der Familienrichter Alexandra G. das Sorgerecht für ihre sieben minderjährigen Kinder dauerhaft entzogen. Mehrere Vorfälle waren seinem Beschluss vorausgegangen: Unter anderem hatte sich die 39-Jährige mit zwei ihrer Kinder in ihrer Bremer Wohnung verschanzt und einen Polizisten grundlos mit einem Messer bedroht. Ihre 17-jährige Tochter schilderte später glaubwürdig, von ihrer Mutter geschlagen, eingesperrt und zum Diebstahl aufgefordert worden zu sein. Sogar mit einem Messer soll die Mutter ein Kind verletzt haben. Einer Tochter habe sie zwei Finger gebrochen.

Der Familienrichter hatte die Frau immer wieder angehört und sich dann zu dem Sorgerechtsentzug entschieden. G.

kündigte daraufhin gegenüber einer Justizwachtmeistern und einer Richterinnen an, sie werde den Familienrichter umbringen oder Leute finden, die das für sie täten. Auch seine Familie hatte G. indirekt bedroht. Der Richter ließ sich daraufhin in eine andere Abteilung versetzen, wo er dauerhaft bleiben will. Das Leben des Richters und seiner Familie sei beeinträchtigt worden, er habe zum Schutz seiner Kinder die Konsequenzen gezogen, erklärte ein Amtsgerichtssprecher.

Alexandra G. wurde wegen der Richterbedrohung zu vier Monaten Haft verurteilt und sitzt derzeit in der Frauenanstalt Veichta. Alle ihre Beschwerden gegen die vorläufigen und endgültigen Entscheidungen des Familienrichters hat das Oberlandesgericht Celle zurückgewiesen. Ihre sieben minderjährigen Kinder sind in Pflegefamilien untergebracht. Sie befinden sich in Betreuung des Jugendamtes, das das Sorgerecht auf unabhängige Verfahrenspfleger übertragen hat. Zuletzt wurde G. auch der Umgang mit ihren Kindern verweigert – auch dies wurde mit der Gefährdung des Kindeswohls begründet. So

Auch im Sorgerechtsstreit um das mit Kokain betäubte Kind ist das so. Im Saal 2290 spielt der Richter für eine Weile nur noch eine Nebenrolle. Zunächst lässt er die Eltern reden, dann die Experten, die er zur Verhandlung über Jessicas Wohl bestellt hat: Ein Sachbearbeiter des Jugendamtes, eine psychologische Sachverständige, ein vorläufig bestellter Vormund des Kindes und ein Verfahrensbeistand, der sogenannte Anwalt des Kindes. Der Anwalt der Eltern sagt, dass die Mutter ihr Kind brauche, um von den Drogen wegzukommen. Die Sachverständige stellt klar, dass die Mutter es ohne Jessica schaffen müsse, sich zu stabilisieren. Der Mitarbeiter des Jugendamtes spricht von einer Rückfallgefahr

und schlägt vor, das Kind zunächst in eine Erziehungsstelle zu geben. Der Anwalt des Kindes hält dagegen, dass die Zweijährige schon zu viele Betreuungswechsel hinter sich habe. Er rät, das Kind noch eine Weile bei den Pflegeeltern zu belassen, bis die Eltern hoffentlich bald drogenfrei sind. Der Richter nickt zustimmend. Damit ist die Entscheidung nahezu unmerklich gefallen. An die Eltern gerichtet, sagt Wolff, „Wir machen das nicht, weil Sie schuldig sind oder schlechte Menschen sind. Wir machen das, weil Sie ein Problem haben. Ihnen kann nur dauerhaft geholfen werden, dazu wollen wir alle beitragen.“ Das klingt überzeugend, und vielleicht hilft es.

Die preisgekrönte Ruhestörerin

Dokumentarfilmerin Esther Schapira bietet verstörende Erkenntnisse – etwa über die beängstigende Kälte des deutschen Blicks auf Israel

VON DANIEL ALEXANDER SCHACHT

Nein, sagt sie mit lachendem Augenaufschlag, nein, eine „Berufsjüdin“ habe sie nie werden wollen. Trotzdem wird sie mit ihrer Arbeit vor allem als Jüdin wahrgenommen. „Wenn man einen so koscheren Namen hat wie ich“, fügt Esther Schapira hinzu, „dann tut es für viele nichts zur Sache, dass ich nach traditionellem jüdischem Verständnis gar keine Jüdin bin, weil nicht meine Mutter, sondern nur mein Vater Jude ist.“

Es war also für sie nicht angebotene Pflicht, es ist vielmehr eine erworbene Neigung, dass diese Journalistin sich mit Antijudaismus, Israelfeindlichkeit und dem deutsch-israelischen Verhältnis befasst. „Ich habe da keine persönliche Leidensgeschichte“, sagt Esther Schapira. In ihrer Kindheit habe der Holocaust nur insofern eine Rolle gespielt, als ihr Vater, ein Holocaust-Überlebender, sich dem Thema stets verweigert habe. Vielleicht eher, weil sie in Frankfurt im jüdischen Milieu aufgewachsen ist, entwickelte sie eine besondere Sensibilität für die Last der Nazi-vergangenheit und deren Aktualität. Ein Sensorium, für das die Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG) sie gestern mit dem Theodor-Lessing-Preis ausgezeichnet hat.

Als Dokumentarfilmerin und Leiterin der Abteilung Zeitgeschichte beim Hessischen Rundfunk spürt sie den Allianzen

von altem und neuem Antijudaismus nach. Etwa mit ihrer Dokumentation über den SS-Mann Alois Brunner. Der war für Deportation und Tod Hunderttausender Juden verantwortlich, wohnte bis 1954 in Essen und lebt bis heute unbehelligt in Damaskus, wo er seinen alten Judenhass auf neuer Grundlage auslebt – unter dem Schutz des antisraelischen syrischen Regimes. Ähnlich verstörend sind Schapiras Filmdokumentationen, die zeigen, dass jener kleine Palästinenser, der im Jahr 2000 beerdigt wurde, keineswegs der angeblich in israelischem Kugelhael gestorbene Mohamed al-Dura war, dessen Schicksal weltweit Anteilnahme und Anklagen gegen Israel hervorrief.

Esther Schapira scheut nicht davor zurück, Einsichten zu publizieren, die mit vordergründiger politischer Korrektheit unvereinbar sind. „Störenfried, Spaßbremse, Ruhestörer“ – so hat sie gestern Abend den oft beängstigend kalten Blick auf Publizisten charakterisiert, die nicht im Rudeljournalismus wegtäuschen. Genau dafür sei sie im Namen des unbequemen Wahrheiten nicht scheuenden und von den Nazis ermordeten Theodor Lessing geehrt worden, betonte Hannovers DIG-Vorsitzender Kay Schweigmann-Greve. Und der frühere ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brendler nutzte die Gelegenheit seiner Preisrede, um mit Blick auf die Sarrazin-Debatte fragwürdige Politik und vorbildlichen Journalismus zu unter-



Für das „Aushalten unbequemer Wahrheit“ beglückwünscht der ehemalige ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brendler Esther Schapira.

scheiden: Die eine schiele nur darauf, bei der Mehrheit anzukommen, der andere bemühe sich, Themen zu pflegen und mit Nachdruck auch gegen die Mehrheitsmeinung in die Öffentlichkeit zu bringen. „Feinfühligere Ärzte, sorgsame Pädagogen, furchtlose Mittler“ müssten gute Journalisten sein, „neugierig auf Wahrheiten und auch auf die Wahrheit, immer auf der

Hut, immer auf alles gefasst“. All dies bescheinigte der Mann aus Mainz seiner Kollegin aus Frankfurt. Beide wissen, wie unbequem es ist, unbequeme Wahrheiten unters Volk zu bringen. „Als Partygast kann man ruhig was gegen Israel sagen, ohne die Small-Talk-Atmosphäre zu stören“, hat Schapira beobachtet. „Aber loben Sie mal Israels Demokratie

und Zivilgesellschaft – da ernten Sie allenfalls peinlich berührtes Schweigen.“

Ausdrücklich als irritierend empfand Esther Schapira, dass es in Deutschland über Israel nur „kaltes Urteil und kein einführendes Verständnis“ für die schwierige Lage des von Feinden umgebenen Landes gibt. In der älteren Generation mochte dahinter das Streben nach Entlastung der Täter durch Holocaust-Relativierung stecken. Dass ähnliche Kälte heute auch bei jungen Leuten spürbar sei, liege vielleicht daran, dass diese im Ausland oft noch mit Nazi-Klischees konfrontiert würden. „Da empfindet es mancher wohl als angenehmer, im Namen einer höheren Moral andere Themen auf die Tagesordnung zu setzen.“

„Anteilnahme verlangt Hinsehen“, hat Esther Schapira gestern Abend gesagt. „Das Herz mag für die eine oder die andere Seite schlagen, die journalistische Aufgabe aber besteht darin, nicht alte Bilder zu wiederholen, sondern neue zu finden, auf Antworten zu bestehen und diese auch dann zu verbreiten, wenn sie die politische Ruhe stören.“ Lassen sich solche Gedanken als bloße Ansichten einer „Berufsjüdin“ abtun? Esther Schapira ist ein Vorbild dafür, wie Journalisten Akzente setzen sollten – im Dienst der Wahrheit, auch einer unpopulären, nicht aber im Streben nach vordergründigem Applaus. Das gilt übrigens unabhängig davon, ob sie Juden sind oder nicht.

Der Berggarten zeigt sich in 3-D

Nordmedia fördert Film

VON JULIA SELLNER

Zwischen den Blumenkübeln und Kakteen im Schmuckhof des Berggartens liegen dicke Kabel. Teile des Filmteams haben sich vor einem Monitor mit verschwommenen Bildern versammelt, einige von ihnen tragen große Brillen. Techniker drehen an Kameras, von Filtern, Brennweiten und Blenden ist die Rede. Ein paar Minuten später schwenkt der Kamerakran in die Höhe, hinweg über Beete und Kübel.

Es ist kein gewöhnlicher Film, der da dieser Tage im Berggarten unter großem Aufwand entsteht – sondern ein dreidimensionaler. „Dies ist der erste 3-D-Realfilm, der in Niedersachsen produziert wird“, erzählt der hannoversche Produzent und Kameramann Heiko Behrens stolz. Schon lange, bevor Avatar die Kinobesucher in seinen Bann gezogen hatte, hatte er davon geträumt, einen Film in 3-D zu drehen. Seit zwei Tagen nun arbeitet er, ausgestattet mit neuester Technik und zusammen mit einem zehnköpfigen, speziell geschulten Team sowie der Moderatorin Sabine Zessin im Berggarten an dem dreibis sechsminütigen Dokumentarfilm. Es geht um den Garten, seine Pflanzen, Gärtner und seine Schönheit.

„Durch die Staffelung der Pflanzen bietet der Garten sich zum 3-D-Filmen einfach an“, sagt Behrens. Er hat momentan viel zu tun: Schließlich sind für den dreidimensionalen Effekt dauerhaft zwei Kameras im Einsatz, die immer wieder von Hand neu eingestellt werden müssen. „Eine für jedes Auge.“ Eine einminütige Filmszene kann da schon einmal einen ganzen Drehtag bedeuten. Und weil Zeit im Filmgeschäft Geld ist, ist Heiko Behrens froh über die Förderung durch Nordmedia, die das Projekt mit 48.500 Euro unterstützt. „Wir wollen Pioniere fördern und den Standort durch einzigartiges Know-how stärken“, erklärt Jochen Coldey von Nordmedia. Die 3-D-Technik habe nicht nur im Kino, sondern auch als TV-Format Zukunft. Und so können sich die Herrenhausen-Fans schon einmal darauf freuen, ihren Berggarten irgendwann einmal im NDR-Fernsehen zu sehen. Sie müssen nur eine Brille aufsetzen.



Dreharbeiten mal dreidimensional: Heiko Behrens und Sabine Zessin im Berggarten. Burkert

Mann mit Rollator flüchtet nach Unfall

Mit seinem Rollator hat ein etwa 70-jähriger Mann eine Fußgängerin auf der Lister Meile angefahren, zu Fall gebracht – und seinen Weg unbeirrt fortgesetzt. Die 76-jährige Frau war am Dienstagmorgen gegen 10.20 Uhr an der Haltestelle Lister Platz aus einem Bus gestiegen und dann in Richtung Lister Meile gegangen. Dort fuhr der Unbekannte sie – offenbar aus Versehen und im Vorbeigehen – mit dem Rollator an. Die Frau stürzte und verletzte sich am Knie. Den Mann mit der Gehilfe kümmerte das nicht: Er zog weiter, ohne sich nach dem Befinden der Verletzten zu erkundigen. Zwei Zeugen sprachen den Unbekannten kurz darauf an. Ihnen gegenüber soll er geäußert haben, dass er keine Schuld an dem Vorfall trage. Die Fußgängerin kam zur Behandlung in ein Krankenhaus. Die Polizei sucht nun nach weiteren Zeugen und dem Mann mit dem Rollator, der sich unerlaubterweise vom Unfallort entfernte. Hinweise nimmt die Polizei unter der Telefonnummer (05 11) 1 09 18 88 entgegen. vmd

EXPO

Vor 10 Jahren

Küssen verboten

Die Weltausstellung ist ein idealer Ort zum Heiraten. Das haben sich vor 10 Jahren auch Manfred Wörner und Elke Vonthron gedacht. Expo-Besucher staunen nicht schlecht, als sich das Paar in Begleitung der Polizei zum Pavillon der Vereinigten Arabischen Emirate aufmacht. Hier solle geheiratet werden, weil der Ort so „exotisch und schön“ sei, wie die Braut verkündet. Warum so viele Damen und Herren in grün dabei sind, lässt sich auch ganz einfach erklären: Wörner ist Hauptkommissar, seine künftige Frau arbeitet ebenfalls bei der Polizei. Vor der Tür zum Trauzimmer, dem „Heiligen Raum“ des arabischen Pavillons, stehen neben den deutschen Kollegen außerdem noch niederländische und englische Ordnungshüter mit erhobener Kelle Spalier. Nach der Trauzeremonie darf sich das Paar nicht sofort küssen. Das ist im „Heiligen Raum“ absolut tabu. Doch der Kuss folgt später, draußen vor der Tür. HEIKE MANNSSEN